

Die Auflösung des ewigen Widerspruchs - Bernd Glemser beim Freiburger Pianofest

Wo führt das nur hin, fragt man sich. Oder besser: Gibt's nicht irgendwo eine Grenze, in technischer wie auch interpretatorischer Sicht? Völlig legitim sind diese Gedanken - der Künstler drängt sie einem quasi auf. Kein Überbordwerfen der Contenance, volle Kontrolle über den Klang, aber gleichzeitig spürbar menschliche Wärme. Das ist zutiefst beeindruckend. Und manchmal kaum fassbar.

Diese Lobeshymne betrifft - wie schon so oft geschehen - den Pianisten Bernd Glemser. Der zweite Konzertabend der Internationalen Klavier-Akademie Freiburg gehörte ihm. Und das ist wörtlich zu nehmen. Der sympathisch auftretende Virtuose füllt den Raum mit seiner künstlerischen Präsenz, mit seiner in den letzten Winkel des Saals ausstrahlenden Ruhe. Glemser beginnt mit einer Haydn-Sonate in e-Moll: Glockenheller, fein schimmernder Klang strömt aus dem Flügel, differenziert artikuliert trotz Presto, nichts wird verschluckt. Im zweiten Satz schlägt er einen fernen, einen sich vage erinnernden Ton an, der trotz seiner Zurückhaltung Mark und Bein durchdringt.

Auch Mendelssohn-Bartholdys "Variations sérieuses" begeben sich auf dieses Niveau: Das Seufzerthema über choralartigen Akkorden ist innig angestimmt. Egal wie Mendelssohn das Thema dann variiert - Glemser arbeitet es markant oder poetisch singend heraus. Dabei geraten das Klangbild und vor allem der Bass auch in dramatisch zugespitzten Variationen nie stechend, sondern stets warm und voluminös. Wie schafft es Glemser durchweg, dynamische und interpretatorische Pole auszutarieren, sie so feinfühlig zu balancieren?

Prokofjew ist nicht

besser zu spielen

Dem Virtuosen gelingt die Auflösung eines ewigen künstlerischen Widerspruchs: kontrollierte Leidenschaft, beherrschte Besessenheit. Das merkt man vor allem bei Prokofjews siebter Sonate. Das Werk ist durch seine Synkopierungen und schnellen Cluster-ähnlichen Akkordwechsel bei Pianisten gefürchtet. Keine Spur davon bei Glemser: Der erste Satz zeichnet treffend eine wirre Kriegssituation mit durchdringenden, dann wieder weltfremd entrückten Klängen nach, der zweite erinnert sich mit schwerem Ton an bessere Zeiten. Und das abschließende "Precipitato" übertrifft das noch: Wie die synkopisch-akzentuierten Tonrepetitionen alles andere überlagern, aber nichts undurchsichtig oder zu schneidend wird, ist fantastisch. Dieser Prokofjew ist nicht besser zu spielen.

Nach der Pause dann Chopin - und Glemser's Ton ist sofort passend feingliedrig: Da perlt alles in der Berceuse, den Mazurken, der Barcarolle oder der Polonaise-Fantaisie. Mal verträumt, mal wehmütig, nicht eine wichtige Melodie in den Mittelstimmen geht verloren, keine Phrasierung misslingt. Und: nirgends süßlicher Kitsch. Den sucht man auch in den Zugaben vergeblich. Im wiegenden "Venezianischen Gondellied" von Mendelssohn und - zur Krönung des Abends - in Rachmaninows virtuosem gis-Moll-Prélude gibt's keine Spur von Effekthascherei. Die Frage stellt sich erneut: Wo sind die Grenzen? Man weiß es nicht. Fest steht: Bernd Glemser lotet sie so weit aus wie nur wenig andere.

Fabian Ober